

Leseprobe

Harald Jähner
Höhenrausch
Das kurze Leben zwischen den Kriegen

Rowohlt Verlag, Berlin 2022
ISBN 978-3-7371-0081-6

S. 11-17, 19, 21-29



VORWORT

DAS NEUE LEBEN

Geschichte wird manchmal mit dem Fotoapparat gemacht. Als die Fotografin Frieda Riess 1925 den jungen Boxer Erich Brandl nackt vor die Kamera stellte und in ihrem Atelier am Kurfürstendamm seinen trainierten Körper so raffiniert ausleuchtete und zur Schau stellte, wie es sonst nur Männer mit Frauenkörpern hielten, und als dann der Kunsthändler Alfred Flechtheim die dabei entstandenen Bilder, Vorder- und Rückenakt, in seinem Zeitgeistmagazin «Querschnitt» ganzseitig abdruckte, taten beide das in dem berausenden Gefühl, auf der Höhe ihrer Zeit zu sein. Das Boxen war eine neue, aus Amerika gekommene Sportart, die in der deutschen Kulturszene für Aufregung und Begeisterung sorgte. Von den Boxkämpfen konnte man was lernen; so könnte, so müsste ein Theaterabend sein, meinte nicht nur Bertolt Brecht. Er installierte in seinem Arbeitszimmer einen Punchingball, die Schriftstellerin Vicki Baum trainierte regelmäßig in einem Boxstudio. Das Wort «Körperkultur» machte die Runde; der makellose, durchtrainierte Körper war eine Obsession der Zeit. Modern sein hieß, sportlich und schnell sein. Und schließlich hatte die bilderrhungrige Republik ein besonderes Faible für Fotografinnen und den weiblichen Kamerablick; die interessantesten, innovativsten Gestalter in diesem neuen Gewerbe waren Frauen.

Frieda Riess ließ Erich Brandl zu Boden schauen. So sah er viel objekthafter aus, als wenn er Gesicht gezeigt und den Betrachter angeschaut hätte. Zudem verbot sie ihm die üblichen herausfordernden Boxergesten. Statt mit kampfbereiten Fäusten

Deckung haltend, wie die Bildhauerin Renée Sintenis den jungen Boxer zeigte, bat Frieda Riess ihn, den rechten Arm etwas zu heben, so dass sein Körper besonders schutzlos wirkte. Diese betonte Verletzlichkeit verschärfte noch den Eindruck, wie radikal und herausfordernd hier die üblichen Rollen von Mann und Frau vertauscht worden waren. Dass eine Frau so liebevoll einen Männerkörper zum Objekt degradierte wie auf diesem Bild (S. 289), das kam selbst in den provokationslustigen zwanziger Jahren nicht oft vor. Das sollte Folgen haben, da konnte man sicher sein.

Anhand solcher Szenen wie dem Fotoshooting im Prominentenstudio der Frieda Riess erzählt dieses Buch das spannungsreiche Panorama einer Zeit, die in vieler Hinsicht wie eine Blaupause der heutigen wirkt. Von der Gegenwart aus gesehen zeigt sich die Weimarer Republik wie ein Wackelbild, überraschend heutig und dann doch wieder auf bizarre Weise fremd. Mal wirkt sie beinahe moderner, als wir es sind – fast so, als würden wir zurückblicken auf etwas, das uns erst noch bevorsteht –, dann wiederum erscheint sie so weit entfernt von uns wie die düster gekleideten, steifen Figuren auf den Familienbildnissen unserer Ururgroßväter.

Wie euphorisch hatte es 1918 angefangen, mit dem Sturz des Kaisers und der Ausrufung der ersten demokratischen Republik auf deutschem Boden! «Die alte Welt ist morsch, sie knackt in allen Fugen», fühlte die junge Ausdrucks- und Grotesk tänzerin Valeska Gert: «Ich will helfen, sie kaputtzumachen. Ich glaube an das neue Leben. Ich will helfen, es aufzubauen.»¹ Auf allen Gebieten schien eine neue Zeit anzubrechen, man erwartete den «Neuen Menschen», die «Neue Frau», das «Neue Bauen», selbst die Sachlichkeit wurde als «Neue Sachlichkeit» mit Leidenschaft verfochten. Auch der Architekt Bruno Taut, bald berühmt für die zurückhaltende Funktionalität seiner Großsiedlungen und eigentlich ein Mann des Ausgleichs, jubelte 1920 in fast religiöser Verzückung: «In der Ferne glänzt unser Morgen (...) Hoch das Durchsichtige, Klare! Hoch die Reinheit! Hoch der Kristall! Und hoch und immer höher das Fließende, Grazile, Kantige, Funkelnde, Blitzende, Leichte –

hoch das ewige Bauen!»² So sachlich, wie man heute die kubischen Bauten und die kargen Stahlrohrmöbel des «Neuen Bauens» erlebt, kann man sich kaum vorstellen, in welchem Höhenrausch sie damals gestaltet wurden. Und mit welcher Aggressivität. Gegen die stuckverzierten Gründerzeitbauten wütete Taut mit einem Furor, der nach Sprengstoff und Abrisshammer verlangte: «Weg mit den (...) Grabstein- und Friedhofsfassaden vor vierstöckigen Trödel- und Schacherbuden! Zerschmeißt die Muschelkalksteinsäulen in Dorisch, Jonisch und Korinthisch, zertrümmert die Puppenwitze! (...) Oh! unsere Begriffe: Raum, Heimat, Stil –! Pfui Deuwei, wie stinken die Begriffe! Zersetzt sie, löst sie auf! Nichts soll übrigbleiben! (...) Tod allem Muffigen!»³

Wie passt das zusammen? Wie passt diese aufpeitschende Begleitmelodie zu der Architekturmoderne, die uns doch heute so nüchtern und kühl und in ihrer ausgewogenen Eleganz geradezu vorbildlich erscheint? Der dramatisierende Radikalismus, typisch für diese Jahre auf vielen Gebieten, ließ mich nach dem Gefühlshaushalt der Weimarer Republik fragen. Nur wenige Zeitabschnitte unserer Geschichte haben von Beginn bis Ende ähnlich intensive Emotionen entfacht wie sie. Geboren aus den Qualen des Krieges, wurde der Enthusiasmus der Revolution überschattet von den Demütigungen der Niederlage und dem Gefühl geistiger Obdachlosigkeit, den Risiken einer ungewohnten Freiheit. Wie in einer Achterbahn ging es auf und ab: Einem unerwartet steilen Aufschwung folgte schon zwei Jahre später der Irrsinn der Inflation mit ihren Milliardenmarkscheinen, mit denen man nicht mal einen Bettler glücklich machen konnte. Die Inflation stellte jahrhundertealte Wertvorstellungen in Frage, radierte Traditionen aus den Köpfen und machte die Menschen reif für ein turbulentes Jahrzehnt, das, um es mit den Worten des Historikers Detlev Peukert zu sagen, «mondän und atemlos alle Positionen und Möglichkeiten der Moderne durchspielte, erprobte und sie nahezu gleichzeitig verwarf»⁴.

Dieses Buch erzählt von Gefühlen, Stimmungen und Emp-

findungen als Aggregaten politischer Haltungen und Konfliktlagen. Von schwankenden Phänomenen wie Unbehagen, Zuversicht, Angst, Überdruß, Selbstvertrauen, Konsumlust, Tanzlust, Erfahrungshunger, Stolz und Hass. Wie fühlte man sich in der Weimarer Republik? Das ist natürlich pauschal gar nicht zu beantworten. Aber die Frage ist, in der Pluralität der verschiedenen und widersprüchlichen Sichtweisen, die entscheidende. Wie fühlte es sich an, jung zu sein, Frau zu sein, Großstädter oder Bauer? Wie fühlten sich die Freikorpskämpfer 1918, die nicht einsahen, dass der Krieg zu Ende sein sollte? Was fühlten die Revolutionäre? Woher kam der verbreitete Hass gegen den weichen Plüsch, gegen Verzierungen und Ornamente? Wie sahen die jungen Frauen ihre Zukunft, als die Inflation ihre Mitgift vernichtete und sie dafür in Scharen etwas fundamental Neues bekamen, nämlich eine Angestelltentätigkeit? Wie fühlten sich die Menschen, als die Großstädte wuchsen und wuchsen und niemand wusste, anders als wir Heutigen, ob sie je damit aufhören würden? Und warum war ausgerechnet der traurige Joseph Roth vom Großstadtverkehr so begeistert und rief: «Ich bekenne mich zum Gleisdreieck»? Warum drückte die junge Autorin Ruth Landshoff-Yorck ihrem Auto einen Kuss auf die Kühlerhaube, wenn sie es nachts in der Garage abstellte, und warum empfahl sie ihren Leserinnen dringend, es ihr gleichzutun?

Erzählt wird die Geschichte der Weimarer Republik an Orten, die prägend waren für ihre mentale Entwicklung: ob Tanzpalast, Bauhaus-Haus, Großraumbüro, Verkehrsgewühl, Fotostudio, Sportpalast, das Bierzelt zu Wahlkampfzeiten oder der Straßenrand, wenn die Kampfverbände marschierten. In den Blick rücken auch die Dörfer und Kleinstädte, in denen der Groll auf die Großstadt wuchs, die den Menschen angeblich die Köpfe verdrehte, die jungen Frauen zum Weglaufen animierte und den Dörflern die Bräute abspenstig machte. Hart kontrastierten auf dem Land die Mühen des Alltags mit den Verheißungen der schönen neuen Konsummoderne, die man aus den Städten vernahm. Wird man der

Provinz gerecht, wenn man sich vor allem auf die glamourösen Highlights der zwanziger Jahre konzentriert? Oder wiederholt man einen Fehler, der schon damals den Berliner Kultureliten vorgeworfen wurde, nämlich über den Aufregungen der Metropole die Realität des Landes zu ignorieren? Und was hatte es umgekehrt mit der Landlust der Weimarer Republik auf sich, mit der schwärmerischen Siedlerbewegung, die die Jugend hinaus auf die Äcker rief, mit den Vorläufern der Biokultur und der Landkommunen?

Udenkbar wäre die Wucht der kulturellen Umwälzungen ohne den Jazz, der den Leuten einheizte, sie beflügelte und berauschte. Mit der Schallplatte war die Popkultur geboren, die die Lebensintensität gewaltig steigerte. Dass man den Charleston allein tanzen konnte, ist in seinen Folgen für die Selbstermächtigung des Subjekts gar nicht zu überschätzen. Dass man sich allein zu den hottenden Massen auf die Tanzfläche begeben konnte, bedeutete eine Revolution auf dem Tanzboden, diesem Brennpunkt gesellschaftlichen Lebens, der eine aufregende Brücke zum Heute schlägt. Aber dann bewegt man das Wackelbild wieder ein wenig und sieht die eleganten Eintänzer beim Gesellschaftstanz auf ihren Einsatz warten. Wie fühlten sich diese ausgemusterten jungen Offiziere, die nun Dienst taten in den Tanzpalästen der Republik und von unabhängigen Frauen bezahlt wurden, die keine Zeit hatten, lange herumzusitzen und darauf zu warten, bis jemand sie zum Tanzen auffordert? Das Berliner Haus Vaterland sorgte sogar für die Kinderbetreuung, wenn die Mütter nachmittags beim Tanztee schwofen.

Erzählt wird von der konfliktgeladenen Politik der Körper, den neuen Aufregungen um die Pole männlich und weiblich, dem Bedürfnis, zärtlicher und uneindeutiger zu werden, aber zugleich sich zu stählen und in jeder Hinsicht zu optimieren. Auf verhängnisvolle Weise gelang Letzteres in den Kampfgruppen, die in geschlossenen Formationen durch die Straßen marschierten und dem Einzelnen das berauschende Gefühl überlegener Stärke vermittelten. Während die Versuche der rasch wechselnden Regierun-

gen geschildert werden, auf dem Tiger der öffentlichen Unruhe zu reiten, gilt diesem die größte Aufmerksamkeit: den Vorstufen des Politischen, den Stimmungslagen, die die Werthaltungen, Einstellungen und Überzeugungen erst formten. Die Publizistik stand damals nicht ohne Grund in stilistischer und perzeptiver Blüte. Die Intellektuellen der Republik, gleich welcher Couleur, entwickelten wie im Treibhaus ein besonderes Sensorium für die politischen Gehalte scheinbar ganz unpolitischer Alltagsphänomene.

Wissen zu wollen, wie es sich anfühlte in der Weimarer Republik, heißt, sie nicht bei jeder Gelegenheit von ihrem Ende her zu interpretieren. Anders als wir wussten die Zeitgenossen nicht, wie es mit ihr ausging. Angesichts der monströsen, entsetzlichen Entwicklung im Nationalsozialismus ist man versucht, die Republik nur als Vorgeschichte ihres Endes zu sehen und ständig nach frühen Indikatoren für ihren Zusammenbruch zu fahnden. Aber auch die Massenarbeitslosigkeit war kein zwingender Grund, Hitler zu wählen, und viele Arbeitslose taten es auch nicht. Wer aber tat es dann? Warum sympathisierte sogar eine Frau wie Luise Solmitz, die mit einem Juden glücklich verheiratet war, mit der NSDAP? Wen sahen die Menschen damals, als sie Hitler sahen? Den gleichen, den wir heute sehen, nach zwei Generationen Aufarbeitung? Warum konnten so viele Deutsche einander nicht mehr hören, hielten die Diskussionen im Reichstag für bloßes Gezänk und die Zeitungen, die darüber berichteten, für Lügenpresse?

Der deutsche Gefühlshaushalt während der Weltwirtschaftskrise schwankte zwischen Hass und Einheitssehnsucht. Die beglückende Vielfalt, die die zwanziger Jahre hervorgebracht hatten, wurde nun oft als Bürde gesehen, von vielen als Fluch. Sie empfanden ihre Gesellschaft als zerrissen, aufgespalten in unversöhnlich gegeneinander abgeschottete Lebenswelten, zwischen denen keine Bereitschaft zur Verständigung bestand. Unweigerlich weckt diese Verdrossenheit Assoziationen zur heutigen Lage. Beunruhigt von der Versuchung vieler Fundamentalskeptiker, sich aus der medialen Öffentlichkeit, als *Mainstream* denunziert, zu verabschieden

und sich in obskure, alternative Medienwelten zurückzuziehen, blickt man mit neu geschärftem Blick auf die «Weimarer Verhältnisse». Die Demokratie verlor um 1930 eine ihrer wichtigsten und zugleich fragilsten Ressourcen: Zuversicht. Vieles, was sich in den Jahren des Aufschwungs als Befreiung und Höhenflug angefühlt hatte, wurde nun als Ausbeutung und Betrug empfunden. Bis tief in den Modegeschmack, das Körpergefühl, die Tonlagen und die Musikvorlieben hinein änderte sich ab 1930 die Haltung vieler Deutscher. Die Stimmung sank, die Erlösungsbereitschaft stieg, neue Arten des Höhenrauschs wurden gesucht, mitreißendere, aggressivere, unheilvollere denn je.

Jede Geschichtserzählung stellt implizit die Frage nach der Verantwortung des einzelnen Menschen. Die Entwicklung zum Nationalsozialismus war nicht zwingend. So schwach war die Weimarer Demokratie nicht, dass nicht auch ein anderer Ausgang denkbar gewesen wäre. Die Menschen hatten die Wahl, jeder für sich, nicht zuletzt in der Wahlkabine.

KAPITEL 1

ALS DER KRIEG NACH HAUSE KAM

«Café Vaterland ist hell erleuchtet. Ich
gehe einen Augenblick hinein. Obwohl
jede Minute Kugeln einschlagen könnten,
spielt die Wiener Kapelle.»

HARRY GRAF KESSLER

Die ersten Tage

Die Weimarer Republik beginnt mit einem Paradox: Kaum war der Krieg zu Ende, erreichte er Deutschland. Ab November 1918 kam er Schritt für Schritt *nach Hause*.

Vier Weltkriegsjahre lang war es dem deutschen Heer gelungen, den Krieg außen vor zu halten. Während weite Landstriche Frankreichs und Belgiens auf nie zuvor gesehene Weise verwüstet worden waren, war in Deutschland nicht ein Dachziegel zerstört. Dafür lag nun die Monarchie am Boden, und das Volk machte von sich aus Schluss mit dem Krieg. Streiks legten die Produktion lahm, Bürgerkomitees, Arbeiter- und Soldatenräte genannt, übernahmen die Macht in den Kommunen. Die Revolution schien zu siegen, kaum dass sie begonnen hatte, bewundernswert unblutig. Den Offizieren waren die Soldaten davongerannt, die Kieler Matrosen hatten sich geweigert auszulaufen, kollektive Befehlsverweigerungen hatten dem vom Krieg ausgelaugten Regime zugesetzt. Erst stürzte die Monarchie in Bayern, zwei Tage später, am 9. November 1918, der Kaiser. Die Regierung unter Max von Baden, erst seit einem Monat im Amt – das erste Kabinett in der deutschen Geschichte, in dem auch Sozialdemokraten saßen –, hatte die Abdankung Seiner Exzellenz verkündet, obwohl Wilhelm II. sich noch gar nicht dazu bereit erklärt hatte. Ein Rauschmiss erster Güte. Kleinlaut sollte der Kaiser am Tag darauf nach Holland fliehen.

Nun strömte eine gewaltige Menschenmenge zwischen Schloss und Reichstagsgebäude zusammen. Nervös, beunruhigt, aufgebracht, abenteuerlustig. Bemerkenswert viele Frauen waren darunter, zumeist in Gruppen von Freundinnen oder Kolleginnen. Angestellte im Büroanzug, Arbeiter, auch wohlhabende Bürger in eleganten Kleidern. Sie alle einte die Gewissheit, etwas Großes,

etwas gewaltig Brodelndes zu erleben. Man fühlte sich an der Schwelle einer neuen Zeit stehen, von der niemand genau wusste, was sie bringen würde. Glück oder noch mehr Kummer? Anarchie, Pöbelherrschaft, Bruderkrieg? Diktatur der Arbeiterklasse? Bürgerliche Ordnung für alle? Oder wenigstens mal wieder Schweinebraten?

Wer würde sie da hindurchleiten? Deutschland ohne Kaiser – für viele eine unfassbare, eine beängstigende Vorstellung. Wer würde jetzt das Zepter in die Hand nehmen?

Das Zepter ergriff ein gewisser Philipp Scheidemann, der gerade beim Mittagessen in der Kantine des Reichstags saß. Der dreiundfünfzigjährige Schriftsetzer und Journalist aus Kassel, seit 1883 Mitglied der damals noch verbotenen SPD, nannte sich seit knapp fünf Wochen Staatssekretär. Zu dieser Ehre war er gekommen, weil das kollabierende Kaiserreich in seiner hastig eingesetzten Notregierung einen Sozialdemokraten brauchte, wenn auch, bitte schön, nur in zweiter Reihe. Dadurch sollte die Stimmung unter den aufgebrachten Arbeitern befriedet werden. Das Gegenteil war eingetreten.

Scheidemann, eine notorische Frohnatur, die unter dem Pseudonym Henner Piffendeckel regelmäßig Glossen auf «Kasselänerisch» schrieb, begriff an diesem 9. November, dass sich die Unruhe vor dem Schloss immer mehr zuspitzen würde. Deutschland, erst seit wenigen Stunden kaiserlos, brauchte dringend ein Fanal – und an der Spitze wieder ein respektables Oberhaupt. Das sah auch Scheidemann im vierschrötigen Friedrich Ebert, dem gemüthlichen, schwerblütigen, kompromissbegabten Vorsitzenden der SPD. Also trat Scheidemann, «zwischen Suppe und Nachspeise», wie er später scherzhaft sagte, auf einen der Balkons des Reichstags, vor dem sich ebenfalls eine große Menschenmenge versammelt hatte, und proklamierte in seinem charakteristischen Singsang völlig unabgesprochen die Republik: «Das deutsche Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt. Das alte Morsche ist zusammengebrochen; der Militarismus ist erledigt! Die Hohenzollern

haben abgedankt! Es lebe die deutsche Republik! Der Abgeordnete Ebert ist zum Reichskanzler ausgerufen worden. Ebert ist damit beauftragt worden, eine neue Regierung zusammenzustellen. Dieser Regierung werden alle sozialistischen Parteien angehören. (...) Jetzt besteht unsere Aufgabe darin, diesen glänzenden Sieg, diesen vollen Sieg des deutschen Volkes, nicht beschmutzen zu lassen, und deshalb bitte ich Sie, sorgen Sie dafür, dass keine Störung der Sicherheit eintritt! Wir müssen stolz sein können in alle Zukunft auf diesen Tag! Nichts darf existieren, was man uns später wird vorwerfen können! Ruhe, Ordnung und Sicherheit ist das, was wir jetzt brauchen!»

Und genau das, ein Gefühl von Ruhe und Sicherheit, gab Scheidemann der aufgebracht Menge. Sein spontanes Vorpreschen war ein politisches Bravourstück, das dafür sorgte, dass die Sozialdemokraten, die den Aufstand gegen die Monarchie erfolgreich geführt hatten, die Zügel auch in der Hand behielten und diese ihnen nicht von links gleich wieder abgenommen wurden. Wie leicht hätte in der aufgewühlten Situation die Stimmung eskalieren können und der Schwung des Handelns von den Sozialdemokraten, die in den Arbeiter- und Soldatenräten das Sagen hatten, auf die radikaleren Kommunisten übergehen können. Deren Agitatoren versuchten mit flammenden Reden, die noch immer bürgerliche Revolution in eine kommunistische nach russischem Muster zu verwandeln.

Karl Liebknecht, der spätere Mitgründer der Kommunistischen Partei Deutschlands, handelte zwei Stunden darauf und proklamierte die Republik ein zweites Mal, von einem anderen Balkon des Stadtschlusses aus. Das war alles andere als eine lächerliche Farce. Während der Sozialdemokrat Scheidemann Fakten geschaffen und die gerade erst begonnene Revolution als erfolgreich abgeschlossen dargestellt hatte – so erfolgreich, dass man nun dringend Ruhe und Ordnung wiederherstellen müsse –, erklärte Liebknecht seinen Zuhörern, man stünde erst am Anfang eines langen Kampfes. Dieser sei mit aller Härte auszufechten:



Revolutionäre Matrosen in Wilhelmshaven verschießen ihre Signalraketen und Notfallmunition – für ein großes Feuerwerk zur Feier der am 9. November 1918 ausgerufenen Republik.

Erst müsse die «staatliche Ordnung des Proletariats» errichtet, dann die Weltrevolution vollendet werden: «Hoch die Freiheit und das Glück und der Frieden!» Diese Parole konnte nun wirklich jeder unterschreiben und war doch eine Kampfansage erster Güte.

Der Sturz des Kaiserreichs hatte bislang sechzig Menschenleben gekostet, davon acht in der Hauptstadt. Das war nicht viel angesichts des pompösen Gegners und der vielen bewaffneten Auseinandersetzungen, die nötig waren, bis die militärischen Vertreter des alten Regimes ihre Plätze geräumt hatten. Es war eine friedliche Revolution so weit, und der 9. November erschien dem geneigten bürgerlichen Publikum am Straßenrand und in den Medien als ein guter Tag, der einmal als wahre Zierde in die deutsche Geschichtsschreibung eingehen könnte. Fast hymnisch begrüßte der liberale Chefredakteur des «Berliner Tageblatts» am 10. November die siegreiche Revolution auf Seite eins. Theodor

Wolff lobte Eberts Willen, Ruhe und Ordnung wiederherzustellen, die Lebensmittelversorgung zu sichern und der alten Beamtenschaft eine Rolle im neuen Staat anzubieten. Auch wenn es ihnen schwerfalle, müssten die «Bekenner des Neuen» und die Vertreter des Alten jetzt «aus Liebe zum Volke» zusammenarbeiten. Die erwünschte neue Ordnung beschwor Wolff als eine achtsame Kommunikations- und Kompromissgemeinschaft: «Niemand, der selbst auf freies Denken Anspruch erhebt, wird denjenigen zu nahe treten und diejenigen kränken dürfen, die mit ihrem Herzen bei einem anderen Götterkultus sind. Es sind nicht immer die Schlechtesten, die nicht bei jeder Winddrehung und beim Emporsteiigen neuer Mächte umzulernen verstehen. Ein zur Selbständigkeit gelangendes Volk ehrt sich selber, indem es auch in denjenigen, über deren Vorrechte es hinwegschreitet, die aufrichtige Gesinnung ehrt.» In höchster Eile musste Wolff seine Mahnung zum wechselseitigen Respekt noch am Abend des Revolutionstages geschrieben haben und holte doch mächtig aus, orgelte aus vollen Registern, umschloss mit verzweigtem Pathos das ganze Volk. Man sieht ihn vor sich beim Schreiben, hastig an der Zigarette ziehend, nach jeder Zeile erregt um den Schreibtisch marschierend – ein Chefredakteur im Ausnahmezustand. So wichtig war ihm jedes Wort, dass der Text ganz ungeschickt mit zwei Zeilen auf der nächsten Seite weiterlief. Dort endete er mit dem Aufruf, jeden zu entwaffnen, der das glücklich Erreichte gewaltsam desavouieren wolle.

Jetzt nur noch rasch den verlorenen Krieg auch offiziell beenden! Zwei Tage nach Ausrufung der Republik unterzeichneten die Bevollmächtigten der neuen provisorischen Regierung die Waffenstillstandsurkunde im Wald von Compiègne und schufen damit die Voraussetzung für das, wovon der Großteil der Deutschen träumte, meistens allerdings erst seit neuestem: den Aufbau einer Demokratie in Frieden und Freiheit, in der jeder von den Früchten seiner Arbeit leben und seinem privaten Glück ungestört von Krieg und roher Gewalt nachgehen konnte.

Soweit der Plan. Die Chance, die greifbar vor den Menschen lag. Aber nicht alle sehnten sich nach Freiheit und Demokratie. Auch unter den einfachen Bürgern gab es viele, die sich etwas anderes als das Kaiserreich gar nicht erst vorstellen mochten. Ohne das magische Dreieck ihrer Identität, Gott – Ehre – Vaterland, fühlten sie sich obdachlos. Deshalb konnte der Krieg, der für Kaiser und Reich erbittert geführt worden war, auch nicht so einfach mit einem Federstrich aufhören. Er kehrte mit den demobilisierten Truppen heim, richtete sich gegen die eigenen Leute, die ihn beendet hatten. Statt auf den blutgetränkten Schlachtfeldern in Frankreich und Belgien setzte er sich auf deutschen Straßen und Bahnhöfen fort, entlud sich in kleinen Scharmützeln. Soldaten knöpften sich das eigene, untreu gewordene Volk vor und nahmen hier und da und oft ganz wahllos Rache.

Zum Beispiel auf dem Bahnhof Wanne bei Bochum. Ein frustriert aus dem Krieg heimkehrendes Gardebataillon traf am 30. November beim Zwischenhalt auf dem Bahnsteig auf eine Wache des Arbeiter- und Soldatenrates. Nach heftigen Beschimpfungen des «vaterlandslosen Gesindels» schlugen die kaisertreuen Frontsoldaten einen Bahnhofsposten nieder. Daraus entwickelte sich ein Feuergefecht mit beiderseitigem Einsatz von Maschinengewehren. Vier Soldaten wurden schwer verletzt. Ihre Kameraden zogen daraufhin marodierend durch die Stadt und erstürmten ein Amtsgebäude. Ein neunjähriger Junge wurde dabei getötet, ein weiterer Bahnposten verwundet. Nachdem sie sich ausgetobt hatten, fuhr der Soldatenhaufen mit dem Zug weiter. Dem «Berliner Tageblatt» war der Vorfall am 1. Dezember ganze fünf Zeilen wert, so gewöhnlich war er.

Unzählige solcher Zwischenfälle gab es, mit denen sich Teile des zurückkehrenden Heeres für den Waffenstillstand rächten. Sie sahen sich um ein ehrbareres Kriegsende gebracht, für das sich die Opfer der vergangenen Kampffahre gelohnt hätten. Wo immer sich die Gelegenheit ergab, legten sie sich mit den Wachposten der neuen Regierung an. Kleine Soldatentrupps machten Jagd auf

einzelne Passanten, die sie für revolutionäre Arbeiter und Intellektuelle hielten, für Drückeberger und Brüdermörder.

Auf Bitten der provisorischen Reichsregierung ließ das Oberkommando des Heeres in Berlin einen Aufruf mit der Überschrift «Schluss mit sinnlosen Schießereien!» verteilen, der indirekt zugab, von wem die Ausschreitungen meistens ausgingen, vom Heer selbst nämlich: «Mitbürger! Noch immer wird an einzelnen Stellen der Stadt auf Organe der gegenwärtigen Reichsleitung und Bürger in Zivil und Waffenrock geschossen. Es geht das Gerücht, dass die Schüsse von Personen ausgehen, die glauben, das alte Regiment verteidigen zu müssen. Demgegenüber wird festgestellt, dass (...) befohlen ist, die gegenwärtige Reichsleitung mit allen Mitteln zu unterstützen.»

Überall druckte und verteilte man Appelle zur Einhaltung jener Tugend, die der Deutschen liebste war und die sie nun so schmerzlich vermissen ließen: die Disziplin. Gerade die Arbeiter- und Soldatenräte, spontan ins Leben gerufene Organe der erst noch zu bildenden Zivilgesellschaft, mahnten inständig Ruhe und Ordnung an. «Arbeiter- und Soldatenräte» – das klingt in unseren Ohren nach spartakistischem Pulverdampf, nach wilden Gesellen, die ihrem revolutionären Elan freien Lauf ließen. Das Gegenteil war der Fall. In den meisten Räten saßen gestandene Bürger, Handwerker und Facharbeiter – Menschen, die mutig genug waren, in dem chaotischen Machtvakuum die Dinge selbst in die Hand zu nehmen, um in dem aufgeregten Land so schnell wie möglich gedeihliche Verhältnisse wiederherzustellen. Fast alle Räte waren sozialdemokratisch besetzt. Sie wollten demokratische Mitgestaltungsrechte in geordneten Bahnen.

Typisch für das Denken der Räte ist ein Aufruf, der im «Büto-
wer Anzeiger» am 14. November unter der Überschrift «Selbst-
zucht und Ordnung tun not» erschien: «Nur das Volk ist reif
und selbstbestimmungsfähig, das freiwillige Disziplin zu halten
versteht. Sind wir dazu fähig? Ist unser Volk fähig, sich selbst zu
regieren? Die Regierung glaubt es. Sie traut dem Volk Selbstzucht

zu. Beweisen wir, dass wir dieses Vertrauens würdig sind. Beweisen wir, dass wir reif sind zur politischen Freiheit. Beweisen wir, dass wir Selbstzucht üben können. Dann herrscht Ordnung. Und Ordnung brauchen Heer und Volk, um zum Frieden zu gelangen. Gezeichnet Krahn, Fitzner und Leutnant der Reserve Voß.» Es waren Leute wie sie, die das friedliche Gesicht der Novemberrevolution prägten, ihr aber auch jene Verachtung einbrachten, die in dem vielzitierten, Lenin zugesprochenen Urteil zum Ausdruck kommt, eine deutsche Revolution sei keine: «Revolution in Deutschland? Das wird nie etwas. Wenn diese Deutschen einen Bahnhof stürmen wollen, kaufen sie sich eine Bahnsteigkarte.»

Wenn es nur so gewesen wäre! Der Aufruf der drei engagierten Bürger lässt das Chaos ahnen, das sich im Gefolge der gelungenen Revolution auszubreiten begann. Abseits der großen, an sich schon verworrenen Schauplätze und Entwicklungslinien der Revolution ergab sich ein Durcheinander von Kleinkonflikten, in denen beherzte Bürger, Arbeiterführer, Matrosen, Offiziere, Gemeindevorsteher, aber auch Abenteurer und Kriminelle es in der Hand hatten, ob Blut floss oder nicht. Zu den vielen Scharmützeln zwischen «Heer und Volk», zwischen gemäßigten und radikalen Sozialisten, zwischen Weißen und Roten, kamen die anarchischen Aktionen zahlloser Desperados, die auf den Feuern der politischen Unruhen ihr ganz persönliches Süppchen kochten. Der ausgemusterte Matrose Otto Haas beispielsweise stahl gleich am ersten Revolutionstag einen Kraftwagen und stellte sich damit, wie es in der späteren Gerichtsverhandlung hieß, «der neuen Regierung zur Verfügung». Formlos, wie man dieser Tage war, erhielt er von einem der neu ernannten Volksbeauftragten eine Stellung als Chauffeur. Mit dem Wagen, einem Wanderer W3, fuhr er auch privat herum. Das «Berliner Tageblatt» berichtete: «So kam er auch nach Potsdam, als dort gerade ein Lazarettzug eingelaufen war. Diese Gelegenheit machte er sich zunutze. Er gab sich als Vollzugsbeamter aus, ließ die Führer des Zugs, einen Rechnungsrat und einen Beamtenstellvertreter fest-

nehmen, beschlagnahmte alles, was der Zug an Lebensmitteln enthielt, Speck, Schinken, Wurst, Eier, und schaffte es nach Berlin, wo er es auf eigene Faust verkaufte.»¹

Nach diesem Muster kam es immer wieder zu kriminellen Akten in staatlichem Gewand. Ein Zuhälter gab sich als Volksbeauftragter aus, schnappte sich ein paar Wachposten des Arbeiter- und Soldatenrates, die an der nächsten Ecke standen, und gab ihnen barsch den Befehl, rasch die Exekution eines üblen Verräters vorzunehmen. Gehorsam wurde das Urteil an Ort und Stelle vollstreckt. Was die braven Schützen nicht ahnten: Bei dem Opfer handelte es sich nicht etwa um einen Konterrevolutionär, sondern um einen Kumpan des Kriminellen, der ihm zu gefährlich geworden war.

Meist brauchte es solcherart Amtshilfe gar nicht, denn an Waffen war nach Kriegsende kein Mangel. Die in Scharen desertierten Soldaten hatten sie einfach mitgenommen, behalten oder für wenig Geld am Kneipentresen verkauft. Dubiose Teile der Bürgerschaft waren bis an die Zähne bewaffnet. Angebliche Sicherheitsbeamte der Volkswehr plünderten Passanten aus oder beschlagnahmten Vorräte in Lagerhäusern und Geschäften. In Berlin-Buchholz setzte ein vermeintlicher Ordnungstrupp den Bürgermeister fest und ließ die Gemeindekasse mitgehen.² Wirklich verheerend wurde die Gewalt aber immer dann, wenn die sozialdemokratisch geführte Regierung das Militär zu Hilfe rief.

Der unselige Pakt

Gleich am Morgen nach der Ausrufung der Republik suchte Friedrich Ebert nach vermutlich schlafloser Nacht telefonisch den Kontakt zum aktuell noch immer mächtigsten Mann Deutschlands. Das war Wilhelm Groener aus Ludwigsburg, Erster Generalquartiermeister und damit Chef des Deutschen Heeres, das nach wie vor im belgischen Spa sein Hauptquartier hatte. Groe-